

dot:
books

DECLAN HUGHES
**BLUTIGE
LÜGEN**

EIN FALL FÜR ED LOY



nach vorhast, die Erbsache einzuleiten. Aber das kann ich nur als Privatperson. Um dir im Namen der Kanzlei ein Dokument auszustellen, müsste der Vorgang bereits eingeleitet sein. Nur dann sind Doyle & McCarthy in der Position, eine klare Einschätzung abzugeben, wie lange es dauern wird, dir das Haus zu überschreiben.«

»Und so eine Einschätzung braucht die Bank?«

»Ich kann natürlich nicht für jeden Banker sprechen, aber nach meiner Erfahrung ist das die einzige Bescheinigung, die eine Bank dazu bringt, einen ... hm ... Barvorschuss zu leisten.«

Er klang jetzt abweisender, angestrenzter, als hätte er schon von dem Phänomen gehört, dass Menschen mitunter Geld brauchten, würde aber nur ungern persönlich damit behelligt. Er drehte die Kappe seines Füllers auf und wieder zu. Ich stand auf und lächelte, wie um ihm zu versichern, dass Pleitesein im Grunde keine große Sache war.

»Schon klar. Trotzdem vielen Dank, David – ich melde mich sicher bald wieder bei dir.«

David brachte mich zum Aufzug.

»Besten Dank, Sir«, sagte er. »Wir sehen uns. Die Welt ist ein Dorf.«

Wir gaben uns die Hand, dann schlossen sich die Aufzugtüren. Ich fuhr nach unten und ging denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Das Ganze war mir unangenehm, und ich ärgerte mich über mich selbst. Ich hatte nie darüber nachgedacht, dass ich eine Sterbeurkunde meines Vaters brauchen würde. In L. A. hatte ich ihn einfach aus meinem Kopf verbannt, tot oder lebendig. L. A. ist schließlich dafür da, die Vergangenheit zu vergessen. Aber seit ich wieder in Dublin war, rechnete ich an jeder Straßenecke damit, ihm zu begegnen, ich hatte sogar fast erwartet, dass er zur Beerdigung kommen würde. Ich war nicht bereit, ihn für tot erklären zu lassen, noch nicht. Erst brauchte ich zumindest einen Hinweis darauf, was passiert war. Wie es aussah, würde ich also doch noch eine Weile hier bleiben. Und nachdem ich mir schon das Geld für den Hinflug gepumpt hatte, brauchte ich zuallererst einen Job.

Ich ging die Westmoreland Street entlang, überquerte die O'Connell Bridge und schaute hinunter in das grüne Wasser der Liffey. Man roch den Fluss nicht mehr. In meiner Kindheit hatte sein scheinbar allgegenwärtiger Gestank nur dann nachgelassen, wenn sich der Malzgeruch aus der Guinness-Brauerei in der James's Street wie eine warme, betäubende Wolke über die Stadt legte. Auch die North Quays hatten sich verändert: Früher gab es hier so viele verlassene, kaputte Gebäude, dass der Bachelor's Walk und der Ormond Quay aussahen wie ein Mund fauler Zähne. Jetzt zeugten edle neue Restaurants und schicke Ladenfronten davon, dass in Dublin die kosmetische Zahnbehandlung Einzug gehalten hatte, und das galt nicht nur für Gebäude. Es gab schließlich Geld in den Straßen dieser Stadt, und die Leute trugen es am Leib, an den Handgelenken, um den Hals – warum dann nicht auch im Mund? Was brachte es, Geld zu haben, wenn es keiner sah? Die Iren hatten sich viel zu lange dafür schämen müssen, aus dem letzten Loch zu pfeifen. Das sollte jetzt kein Mensch mehr denken, selbst wenn man dafür demonstrative Geschmacksverirrungen und Habgier zur Schau tragen musste. Schließlich hatten wir lange genug darauf gewartet. Und hatten wir es etwa nicht verdient? Hatten wir nicht bewiesen, dass wir genauso gut waren wie die anderen? Wer etwas anderes behauptete, war doch nur

ein Miesmacher.

Ich ging am Fluss entlang, den Burgh Quay hinunter bis zur Butt Bridge, und schaute an der grauen Kalksteinkuppel des Zollamts vorbei zu der neuen Kathedrale des wirtschaftlichen Aufschwungs von Dublin: dem *Irish Financial Services Centre*, einem funkelnden Gebäudekomplex aus bläulichem Glas und grauem Stahl. Es war eine Hochburg für Banker, Broker und jegliche Sorte Geschäftemacher und ließ Dublin aussehen wie jede beliebige andere Großstadt. Darum ging es vermutlich auch: Irgendwann in unserer historischen Entwicklung hatten wir versucht, unsere ureigenste irische Identität zu behaupten, indem wir uns von der Außenwelt abschotteten. Das hatte nur zur Folge, dass die Hälfte der Bevölkerung auswanderte. Und jetzt bemühten wir uns eben, jede nationale Besonderheit zu vermeiden. Nachdem wir früher verzweifelt beweisen wollten, dass Irland eben nicht die kolonisierte Provinz Westbritannien war, waren wir jetzt ganz aus dem Häuschen über unsere erneute Kolonisierung und versöhnt mit dem Schicksal, der 51. Staat der USA zu werden.

Ich hörte Geräusche hinter mir und drehte mich um. Drei graugesichtige, rotznasige Gestalten in dreckigen, blauweißen Trainingsanzügen hatten mich umzingelt. Wenn ich sie nicht über den Verkehrslärm hinweg gehört hätte, wären sie vielleicht auf mich losgegangen, aber jetzt sahen sie mich nicht einmal direkt an. Sie hatten Pappbecher mit einer leuchtend gelben Flüssigkeit in der Hand, die wie Limonade aussehen sollte, obwohl jeder wusste, dass es Methadon war. Das Mädchen gab dem Größeren der beiden Typen einen Schubs, aber er schaute eisern zu Boden. Der Kleinere nickte und grinste mich dümmlich an. Er hatte Schorf an den Augenbrauen und an der Unterlippe, wo seine Piercings sich entzündet hatten.

Ich zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und fragte: »Wie wär's mit ein paar Kippen?« Sie nahmen sich jeder zwei, und ich nickte ihnen zu und ging weiter in Richtung Tara Street Station.

»Na, klasse. Hältst dich jetzt wohl für sonst was? Das muss man sich mal geben«, rief mir das Mädchen hinterher.

»Hält sich echt für sonst was, der Typ«, bekräftigte einer ihrer Freunde.

Dublin: Hier bleibt keine Wohltat ungestraft.

Ich fuhr mit dem DART zurück und ging das letzte Stück zum Haus meiner Mutter zu Fuß. Mir war nicht besonders wohl dabei, eine Pistole dort aufzubewahren, die Podge Halligan gehörte, egal, ob Tommy Owens' Geschichte nun stimmte oder nicht. Ich holte die Glock 17 und die Magazine aus der Anrichte, wickelte sie in ein altes Handtuch und steckte sie in die abgewetzte Ledertasche, die mir die Fluggesellschaft widerwillig überlassen hatte. Als ich wieder aus dem Haus kam, hörte ich Tommy in der Garage werkeln. Ich legte die Pistole in den Kofferraum meines Mietwagens und fuhr nach Castlehill.

Das helle Parkett und die kahlen weißen Wände ließen das offene Erdgeschoss von Linda

Dawsons Haus noch größer und leerer wirken, als es ohnehin war: wie eine Galerie, die auf die nächste Ausstellung wartete. Die geschwungene Rückwand war vom Boden bis zur Decke verglast, sodass man das halbe County überblicken konnte, von dem Wicklow-Gebirge zum Meer, über Bayview hinweg bis zum Hafen von Seafield und sogar noch weiter, bis zur Dublin Bay.

Linda hatte nasse Haare, ihr Gesicht leuchtete, sie war barfuß und trug nur einen kurzen schwarzen Seidenmorgenmantel. So stand sie an der steinernen Arbeitsplatte neben dem zweitürigen Edelstahl-Kühlschrank, einen Kristallkrug mit Minzblättern und eine Flasche Stolichnaya vor sich. An einem Haken über der Arbeitsfläche hing ein Schlüsselbund, daneben ein kleines Schild mit der Aufschrift »Autoschlüssel, Schwachkopf!«. Linda füllte Eiswürfel, Minzblätter und Grapefruitsaft in ein hohes Glas.

»Ich mache mir einen Drink, einen Grapefruit-Screwdriver. Magst du auch einen? Oder ist es noch zu früh für dich?«

»Ich mag schon. Aber es ist erst halb zwölf. Das ist nur für Leute, die mit Narben im Gesicht in irgendwelchen Hauseingängen hocken, nicht zu früh.«

»Heißt das ja oder nein? Ich habe auch frischen Kaffee.«

»Dann nehme ich den Kaffee. Mit Milch, ohne Zucker.«

Linda goss einen ordentlichen Schluck Stolichnaya in ihr Glas und reichte mir dann einen Becher Kaffee. Sie setzte sich auf das cremefarbene Sofa vor der Fensterwand, zog die nackten Beine an den Körper und lächelte mich an. Ihr Blick wirkte unscharf; das war wohl nicht ihr erster Drink, oder sie hatte ein paar Beruhigungspillen eingeworfen. Vielleicht auch beides. Das schwarze Morgenmäntelchen war sicher zu vielem gut, allerdings nicht dazu, ihren weichen, sonnengebräunten Körper zu verhüllen.

»Also, Ed, was willst du von mir?«

»Sag mir lieber, was du von mir willst. Bist du ganz sicher, dass ich deinen Mann für dich suchen soll?«, fragte ich und versuchte dabei vergeblich, ihr nur in die Augen zu schauen.

»Das habe ich dir doch gestern Abend schon gesagt. Natürlich sollst du das.« Sie lächelte wieder und war sich ihrer Wirkung voll bewusst. »Das ist allerdings nicht das Einzige, was ich will.«

»Geht mir genauso. Aber wenn ich für dich arbeiten soll, werden wir uns wohl darauf beschränken müssen. Ich neige nämlich dazu, das Interesse an einem Mann zu verlieren, wenn ich mit seiner Frau schlafe. Also, ich schlage vor, du ziehst dir was an, und dann reden wir über Peter.«

Lindas Lächeln war mit einem Schlag weggewischt. Sie wurde rot und zuckte zusammen, als hätte man sie geohrfeigt. Dann stand sie auf und ging ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer. Einen Moment lang wünschte ich mir, ich hätte doch den Drink genommen.

Draußen auf der Bucht tauchten die ersten Segel auf. Sie glänzten weiß wie Perlen im matten, blauen Dunst. Möwen kamen im Sturzflug von den Klippen und streiften über die kräuselnden Wellen hinweg. Es würde wieder ein unfassbar schöner Tag werden.

Linda kam in einem schwarzen Hosenanzug zurück, setzte sich auf das Sofa und sagte: »Ich hoffe, das ist sittsam genug. Die Kartoffelsäcke sind leider alle in der Reinigung.«

Sie nahm einen großen Schluck von ihrem Drink. Jetzt sah sie wieder verängstigt aus, hatte aber einen trotzigen Zug um die roten Lippen, und ich entdeckte eine Spur Zorn in ihren Augen. Noch ehe ich darauf kommen konnte, brachte sie das Thema Geld zur Sprache.

»Wenn du also für mich arbeiten wirst, sollten wir am besten gleich das Finanzielle klären. Wie heißt das im Film? Fünfundzwanzig Dollar plus Spesen?«

»Muss ein Stummfilm gewesen sein. Bei meinem letzten Job habe ich tausend Dollar pro Tag bekommen.«

»Tausend Dollar? Sagtest du nicht, du warst nur der Affe, der für den Leierkastenmann getanzt hat?«

»Anfangs schon.«

»Und dann?«

»Dann ist der Leierkastenmann gestorben, und der Affe hat die Nachfolge angetreten.«

Linda fuhr sich mit der Hand an die Kehle und riss die Augen auf.

»Das hast du mir gar nicht erzählt. Wie ist dein Chef denn gestorben?«

»Er wurde ermordet.«

»Und hast du den Kerl erwischt, der ihn umgebracht hat?«

»Es war seine Frau.«

»Seine Frau?«

»Es ist fast immer die Frau. Und ja, ich habe sie erwischt.«

Linda leerte ihr Glas und zündete sich eine Zigarette an. Ihre Hände zitterten. Sie zwang sich, sie ruhig zu halten.

»Wollten wir nicht über Geld reden?«, fragte ich.

»Was hältst du von siebenhundertfünfzig pro Tag?«

»Sehr viel. Also gut. Hast du die Unterlagen?«

»Sie sind alle weg«, sagte Linda. »Heute Morgen habe ich sein Arbeitszimmer hier im Haus durchsucht. Rechnungen, Briefe, Familienfotos – alles weg.«

»Aber du hast doch gesagt, du hättest die Unterlagen?«

»Das dachte ich auch.« Sie deutete auf einen Stapel Ordner auf dem Küchentisch.

»Peter heftet alles ab, sogar seine Geburtsurkunde. Aber jetzt sind die Ordner leer.«

Ich sah mir die vier Ordner an. Sie waren sorgfältig beschriftet: Bank – Kontoauszüge / Schecks; Eircom / Vodafone; Immobilien; Aktien. Und sie waren alle leer.

»Es gibt keinen Hinweis auf einen Einbruch, also ...«

Sie wedelte mit der Hand und zuckte die Achseln, um anzudeuten, dass sie sich das nicht erklären konnte, dass Peter die Unterlagen wohl selbst mitgenommen haben musste oder dass sie schon viel zu hinüber war, um sich noch dafür zu interessieren. Dann nickte sie heftig mit dem Kopf, zwang sich offenbar dazu, sich zusammenzureißen, beugte sich vor und starrte zu Boden, die Hände zwischen den Knien zu kleinen Fäusten geballt. Es war anstrengend, ihr dabei zuzusehen, wie sie alle dreißig Sekunden Charakter und Stimmung wechselte. Man konnte beim besten Willen nicht sagen, ob Schuldgefühle oder Angst dahinter steckten oder ob es nur die fröhlichen Wandlungen einer Trinkerin waren.

»Kann ich das Arbeitszimmer sehen?«

»Oben, die letzte Tür.«

Von der weiß gestrichenen Diele führte eine Wendeltreppe nach oben. Ich ging bis zum Ende des Flurs und öffnete die Tür zu Peter Dawsons Arbeitszimmer. Die Holzjalousien waren geschlossen, also machte ich Licht. Eine ganze Regalwand stand voller Ordner, die offensichtlich jeden Bereich in Peters Leben abdeckten. Es gab Ordner für Schule, Uni und Büro, Ordner mit der Aufschrift »Schwimmen«, »Tennis« und »Segeln«, es gab sogar Ordner für Briefmarkensammlungen, Fußballsammelkarten und die Pfadfinder sowie zwei weitere, die mit »Sammelalben: Pop« und »Sammelalben: Sport« beschriftet waren. Linda hatte Recht: Peter hatte hier sein ganzes Leben abgeheftet. Ich arbeitete mich durch die einzelnen Ordner und verglich den Inhalt mit der Aufschrift. Abgesehen von ein paar unbeschrifteten waren nur noch drei weitere Ordner leer: zwei mit der Aufschrift »Familie 1« und »Familie 2« und einer mit der Aufschrift »Golfclub«.

Der Schreibtisch war aus hellem Eichenholz und hatte keine Schubladen. Ein Power Mac G4 stand darauf, und der Bildschirm, der auf seinem halbkugelförmigen weißen Fuß zu schweben schien, war auf geradezu aufdringliche Weise der letzte Design-Schrei. Während der Rechner hochfuhr, schaute ich mich weiter im Arbeitszimmer um. An einer Wand hingen zwei Jahresplaner mit Notizen wie »Argus Vale, 64 Whngen., Stadth., Sept. 2006« oder »Glencourt, Gemeindezentr., 18 Monate«. Im Bücherregal standen fast nur Biographien von Sport- und Wirtschaftsgrößen und ein paar Segelhandbücher.

Auf Peters Schreibtisch befand sich ein Foto, das zwei Männer und ein Rennpferd zeigte. Der eine Mann wirkte rundlich, braun gebrannt und selbstzufrieden; er trug eine Barbourjacke und eine Tweedkappe. Sein Name wollte mir nicht einfallen, aber er hatte es in den Sechzigern in der Immobilienbranche weit gebracht. Die Zeitungen bezeichneten ihn bis heute als »Irlands ersten Millionär«. Der andere Mann war schlanker, als ich ihn in Erinnerung hatte, seine kleinen, kalten Augen lugten misstrauisch unter der Krempe eines schwarzen Filzhuts hervor: John Dawson, Peters Vater.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und sah mir an, was auf dem Mac gespeichert war, aber die Dateien schienen sich alle auf die Arbeit zu beziehen: Tabellen, Gewinn-Verlust-Rechnungen und Ähnliches. Falls die Lösung des Rätsels um Peters Verschwinden hier irgendwo verborgen lag, musste ich wohl einen Spezialisten anheuern, der sich da durchhackerte. Ich öffnete Word und sah die zuletzt verwendeten Dokumente durch. Die meisten waren unter Namen wie »hhhh« oder »llll« gespeichert und offensichtlich inzwischen gelöscht worden, denn sie brachten kein Ergebnis bis auf die Meldung: »Dateiname oder Pfad ungültig.« Das aktuellste Dokument war unter dem Namen »ZaK« gespeichert, enthielt aber nur eine leere Seite. Ich überlegte, ob Peter hier tatsächlich nicht über den Namen hinausgekommen war oder ob jemand anders den Inhalt gelöscht hatte. Ich suchte in der Dateistruktur nach dem Dokument und überprüfte die Zeiten: erstellt am Freitag, 16. Juli, 13:27, geändert am Dienstag, 20. Juli, 12:05. Gestern kurz nach Mittag hatte also jemand den Inhalt gelöscht, das Dokument selbst aber nicht in den virtuellen Papierkorb des Computers befördert.

Ich kniete mich auf den Boden, um zu sehen, ob es vielleicht andere interessante Abfälle gab, aber das ganze Zimmer blitzte vor Sauberkeit, wie frisch geputzt und gestaubsaugt, und der Edelstahlpapierkorb war leer bis auf den vertrockneten Fleck, den ein Apfelgehäuse auf dem Boden hinterlassen hatte.